

**Zeitschrift:** Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =  
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e  
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

**Herausgeber:** Schweizerisches Nationalmuseum

**Band:** 22 (1962)

**Heft:** 4

**Artikel:** Miscellen zum romanischen Kunstgewerbe. 1, Über Rauchfässer

**Autor:** Poeschel, Erwin

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-164826>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Miszellen zum romanischen Kunstgewerbe

## 1. Über Rauchfässer

Von ERWIN POESCHEL

(Tafeln 75 und 76)

Im Historischen Museum zu Bern befindet sich ein Weihrauchfass (Tafeln 75 a–c u. 76 a), das im Jahre 1916 dem Boden der Pfarrkirche von Meiringen enthoben wurde, als man dort Grabungen nach den Fundamenten der früheren Baustadien des Gotteshauses durchführte<sup>1</sup>.

Das aus Bronze gegossene Gerät (160 mm, Dm. 111 mm)<sup>2</sup>, besteht, wie alle Räuchergefässe, aus zwei Teilen, dem unteren, der Feuerschale, wo bei der Inzensation das Räuchermaterial auf glühenden Holzkohlen deponiert wird, und dem darüber gestülpten Deckel. Das Meiringer Gefäss gehört jener Gattung romanischer Räuchergeräte an, die zwar aus der Kugel entwickelt ist, sich aber in der Gesamtform – wie etwa ein Würfelkapitell – dem Kubus nähert<sup>3</sup>. Hinsichtlich der dekorativen Gestaltung ist es unter jene romanischen Rauchfässer zu rechnen, bei denen Architekturelemente den beherrschenden Schmuck darstellen, während andere aus gravierten, verschlungenen Bändern gebildet sind. Die Architekturglieder sind dem Sakralbau entnommen und zeigen niedere kirchliche Gebäude mit schwach geneigten Dächern, wie sie dem romanischen Stil entsprechen. Aus den Schmalseiten dieser Bauwerke treten halbrunde Apsiden heraus, die zueinander versetzt – also im Schachbrettsystem – stehen. Ihre halbkegelförmigen Bedachungen sind durch gravierte Quadrierungen als Schindel- oder Bretterdächer charakterisiert. Der unterste dieser das Rauchfass umkreisenden Architekturringe ist «gestürzt» – also nach abwärts gekehrt – gegeben, um die funktionelle Trennung von Becken und Deckel deutlich zu machen. An der Unterseite der Feuerschale befindet sich ein ringförmiger Fuss, der das Abstellen des Gerätes möglich machen soll. Am oberen Rand dieser Schale stehen die Ösen zur Befestigung der Tragketten vor. Zwei dieser ringförmigen Aufhängevorrichtungen fehlen. Sämtliche Ketten – sowohl jene zum Tragen wie die von der Spitze des Deckels ausgehende zum Aufziehen des Oberstückes bestimmte – sind nicht mehr vorhanden. Den Erhaltungszustand des Gerätes kann man nicht rühmen. Das ganze Gefäss ist überzogen mit einer starken Patina und durch Korrosion empfindlich geschädigt. Überdies klafft am Feuerbecken ein grosses, wohl durch einen unachtsamen Pickelhieb beim Ausgraben verschuldetes Loch (Tafel 75 a). Im Inneren des Gerätes lagen bei der Auffindung des Stückes noch Reste von Holzkohlen<sup>4</sup>.

Die Luftlöcher des Deckels haben im allgemeinen die Form von aufrechtstehenden Rechtecken, doch zeigen sich bei den Fenstern der Apsiden merkwürdige Ausnahmen. Hier sieht

<sup>1</sup> Über diese Grabungen vgl. R. FORRER im *Anzeiger für Schweizer Altertumskunde* NF XXXVI (1934), S. 1–27. Auch separat erschienen im Verlag des Verkehrsvereins Meiringen. Ferner E. A. STÜCKELBERG in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 10. November 1916 und «ET» dortselbst am 23. Juni 1917.

<sup>2</sup> Wie wir von Theophilus erfahren, gab es um 1100 sowohl gegossene als getriebene Rauchfässer. «*Schedula diversarum artium* des Mönches Theophilus.» *Quellenschriften für Kunstgeschichte*, Bd. VII, Wien 1874 (Cap. LIX, LX, LXI).

<sup>3</sup> Reichere Beispiele der hier erwähnten Typen im Dom zu Trier und im Priesterseminar Freising. Vgl. J. BRAUN, *Das christliche Altargerät*, München 1932, S. 614, Abb. Tafel 130, 131.

<sup>4</sup> FORRER (vgl. Anmerkung 1), S. 8.

man Öffnungen in der Art von umgekehrten Schlüssellochscharten<sup>5</sup>, nur dass die Bögen nicht in weicher Rundung, sondern eckig in die Scharte übergehen. Wie alle anderen Zuglöcher des Gerätes sind auch sie recht primitiv in die Wandungen eingeschnitten. Es gibt anderwärts Rauchfässer, an denen ähnliche Öffnungen erscheinen, die zeigen, wie es zu dieser Fensterform gekommen ist, so etwa ein Räuchergerät im Trierer Domschatz. Hier finden wir derartige – aber sorgfältiger gebildete – Durchbrüche, die sich als Fenster mit seitlich weit über die Kämpferplatten hinauspringenden Hufeisenbögen darstellen<sup>6</sup>. Diese Form ist islamisch<sup>7</sup>; ob jedoch daraus zwingend auf die Provenienz unseres Rauchfasses geschlossen werden darf, muss dahingestellt bleiben.

Die Kanten der Architekturen werden von gestrichelten, mit dem Grabstift eingravierten Borten begleitet, die altertümlich, ja beinahe archaisch wirken. Ungelenk ausgeschnitten sehen auch die Zuglöcher aus, bei denen man da und dort die Spuren des über die Öffnungen hinaus geratenen Instruments erkennt.

Ein die schwere Gesamtform etwas auflockerndes Beiwerk sind die kleinen Kugeln, die auf den Apsidendächern sowie auf den Spitzen der Giebel sitzen und an architektonischen Rauchfässern auch anderwärts nicht selten anzutreffen sind.

Was die chronologische Einordnung des Gerätes anlangt, so ist ihr vielleicht beizukommen, wenn man sich die gestaltmässige Entwicklung des Rauchfasses – über die romanische Zeit hinaus in die Gotik hinein – vor Augen hält<sup>8</sup>. Es wird dann eine immer deutlicher erkennbare Tendenz zur Ausbildung eines einheitlichen Zentralbaues offenbar, während bei dem Meiringer Gefäss die Architekturglieder noch als locker verbundene Schmuckelemente erscheinen. Wir werden daher dieses Gefäss in die Frühzeit der angedeuteten Entwicklung – also etwa in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts – setzen dürfen. Zu dieser Datierung passen auch die noch beinahe frühmittelalterlich wirkenden Strichelsäume.

\*

Wenn die Weihrauchgefässe auch nicht zu den eigentlichen «Vasa sacra» gehören wie die zur Darbringung des eucharistischen Opfers bestimmten Geräte, so haben doch auch sie Anteil an der Gleichniswelt der christlichen Liturgie. Die Architektur motive, die am Aufbau des beschriebenen Rauchfasses in Erscheinung treten, dürfen nicht etwa nur als Schmuckwerk betrachtet werden; sie stehen vielmehr in naher Sinnverbindung zu einer der grossartigsten Visionen der Offenbarung des Johannes, der Erscheinung des himmlischen Jerusalem. Damit führen sie an die gleiche Ideenwelt heran wie die Symbolik eines anderen Ausstattungsstückes romanischer Kirchen, der Lichtkrone, die mit ihrer Ringmauer, den Türmen und Toren als Abbild der ewigen Gottesstadt verstanden wurde<sup>9</sup>, wie durch Inschriften bezeugt ist. Während aber der Kronleuchter die himmlische «urbs» als Ganzes versinnbildlichen will, wird das Rauchgefäss im Fortschreiten seiner Entwicklung zu einem architektonisch immer reicher ausgestatteten gralartigen Phantasiebau, der als In-Bild der ewigen Kirche zu gelten hat. Er ist die Stätte des endzeitlichen Gottesdienstes, von dem die irdische Opferfeier nur ein sehr unvollkommenes Abbild darstellt. Die Offenbarung des Johannes (5, 8 und 8, 3) zeichnet diese Feier in einem gewaltigen Monumentalgemälde, wobei nun auch die Funktion des Weihrauches innerhalb

<sup>5</sup> Noch deutlicher erkennbar bei dem Rarner Stück, vgl. Tafel 76.

<sup>6</sup> Katalog der Ausstellung «Monumenta Iudaica», Köln 1963, Tafel 27 (Rauchfass im Domschatz in Trier). Siehe auch J. BRAUN (vgl. Anm. 3), Tafel 130 (Rauchfass in Freising).

<sup>7</sup> Zahlreiche Beispiele aus der spanischen Architektur bei J. PUIG I CADAFALCH, *Le premier art Roman*. Paris 1925. So etwa Tafel III, IV, VII usw.

<sup>8</sup> Siehe dazu die von J. BRAUN (vgl. Anm. 3), Tafel 129ff., gebrachten Abbildungen, ferner auch die beiden ehemals im Basler Münsterschatz aufbewahrten Rauchfässer, Abb. *KdS. Basel Stadt* II, S. 348. Das eine ist verschollen, das andere neuerdings in London zum Vorschein gekommen.

<sup>9</sup> Vgl. H. SEDLMAYR, *Die Entstehung der Kathedrale*, Zürich 1950, S. 125ff., mit Hinweis auf ADELHEID KITT, Diss., Wien 1944.

dieser eschatologischen Vorgänge sichtbar wird: «Ein Engel tritt an den Altar... und ihm wird viel Räucherwerks gegeben, dass er es gäbe zum Gebet aller Heiligen.» «Und der Rauch des Räucherwerkes vom Gebet der Heiligen ging auf von der Hand des Engels vor Gott.» So mahnt den Gläubigen die Inzensation mit dem als Gottesburg gestalteten Gerät an die Räucherhandlung im himmlischen Jerusalem, denn «der Weihrauch in der irdischen Kirche ist» – wie Sedlmayr es formuliert – «anagogisches Abbild des Weihrauchs im himmlischen Gottesdienst»<sup>10</sup>.

Das sind nun keineswegs erst nachträglich einem älteren Sachbestand aufgezwungene Interpretationen, denn dass in der Vorstellung des Mittelalters das architektonische Rauchfass als Abbild des himmlischen Jerusalem verstanden wurde, erfahren wir bereits von dem Presbyter Theophilus (um 1100). In seiner «Schedula»<sup>11</sup> beschreibt er ausführlich die Herstellung von Räuchergeräten und bemerkt dabei: «Wenn jemand Fleiss anwenden wollte, um ein Rauchfass von kostbarer Arbeit zu vollenden in Gestalt der Stadt, welche der Prophet (gemeint ist Hese- kiel) auf dem Berge gesehen, so kann er es in dieser Weise darstellen»<sup>12</sup>.

\*

Man darf es gewiss als bemerkenswert betrachten, dass in der Schweiz noch ein genaues Gegenstück dieses in Meiringen zutage gekommenen Weihrauchfasses existiert. Es befindet sich in der Kirche von Raron und stimmt bis in alle wesentlichen Einzelheiten wortwörtlich mit dem Meiringer Stück überein, unterscheidet sich von ihm jedoch im Material: während das Meiringer Gefäss aus Bronze gegossen ist<sup>13</sup>, besteht jenes in Raron (Tafeln 75d u. 76) aus sehr hellem Messing, einer Mischung aus Kupfer und Zink, der ein Anteil Blei und eine ganz unbedeutende Dosis Zinn beigegeben sind<sup>14</sup>. Das entspricht einer alten Übung, denn es wurden, wie aus der Schedula des Theophilus hervorgeht, schon um das Jahr 1100 Rauchfässer auch aus Messing hergestellt<sup>15</sup>.

Das Grundmaterial ist nur an wenigen Stellen noch zu sehen, wo infolge von Abnutzung die Versilberung, die das ganze Gerät aussen und innen erfahren hat, etwas abgeseuert ist. Dieser Überzug ist, wie eine fachmännische mikroskopische Untersuchung ergeben hat<sup>16</sup>, nicht in moderner Weise auf galvanischem Weg, sondern nach alter Art im Feuer erfolgt.

Ketten, die dem Meiringer Gefäss fehlen, finden wir in Raron noch, allerdings zum grösseren Teil in einem späteren Zustand. Es sind deren vier, während sonst in der Regel nur drei vorhanden sind. Dazu kommt eine fünfte zum Aufziehen des Deckels. Alle Ketten laufen in einem Ring zusammen, an dem der Ministrant das Gerät hält und schwingt. In Raron begegnen wir auch einem dem Meiringer Gefäss nicht – oder nicht mehr – zueigenen Akzessorium: dem Einsatz für die Unterbringung der Kohlen in der Feuerschale (Tafel 76a). Derartige Einsätze gab es wohl häufig, besonders bei Rauchgefässen aus Edelmetall. In unserem Fall handelt es sich offenbar um eine neuere Zutat, die um 1910 hergestellt wurde, weil der Messdiener sich zuvor an dem zu heiss gewordenen Gerät verbrannt hatte<sup>17</sup>.

Eine Beschreibung des Aufbaues und der formalen Einzelheiten kann füglich hier unterbleiben, da alles, was beim Meiringer Rauchfass in dieser Hinsicht gesagt wurde, auch auf das Rarner Stück zutrifft. Dagegen zwingt die weitgehende formale Übereinstimmung der beiden

<sup>10</sup> SEDLMAYR (vgl. Anm. 9), A. 154.

<sup>11</sup> Schedula (vgl. Anm. 2), Cap. LIX, S. 250.

<sup>12</sup> Hesekeil 48, 30ff.

<sup>13</sup> Einzelne Partien – wie etwa die Buckel an der Feuerschale – erfuhren nach dem Guss eine Nachbehandlung durch Treibarbeit.

<sup>14</sup> Mitteilung von Herrn Dr. B. MÜHLETHALER, Leiter des Laboratoriums des Schweizerischen Landesmuseums.

<sup>15</sup> Auricalcum-Messing. Auch bei «Heraclius» wird Messing mit *auricalcum* bezeichnet. – Schedula (vgl. Anm. 2) Cap. LXI. – «Heraclius» *Quellenschriften für Kunstgeschichte* IV (Wien 1873), ediert und übersetzt von A. ILG, S. 50/51, 60/61, 64/65, 68/69.

<sup>16</sup> Durch Dr. B. MÜHLETHALER.

<sup>17</sup> Mitteilung von Rektor VON ROTEN, Montana.

Gegenstände zur Überlegung, wie man sich diese enge Verwandtschaft zu erklären hat. Jedenfalls – dies sei zuallererst betont – kann das eine Gerät nicht bloss ein Abguss des anderen sein, weil beide in den Maßen differieren; während das Rarner Rauchfass bei einem Durchmesser von etwa 130 mm eine Höhe von 180 mm erreicht, sind beim anderen die entsprechenden Zahlen 111 mm und 160 mm. Andererseits ist es bei der Genauigkeit, mit der beide Stücke sich decken, ausgeschlossen, dass hier eine zufällige Übereinstimmung vorliegt (Tafel 76b).

Die topographischen Voraussetzungen, die einen Zusammenhang der beiden Geräte in einer oder anderer Weise als möglich erscheinen lassen können, sind gegeben. Ihre Standorte liegen sich verhältnismässig nahe und sind durch den praktikablen, seit alters begangenen Weg aus dem Haslital über Grimsel ins Rhonetal miteinander verbunden.

Wollten wir nun annehmen, dass es sich beim Rarner Stück um eine Nachahmung des Meiringer Gerätes handelt, so wäre vor allem zu prüfen, in welchem Zeitraum dieses letztere für eine solche Nachbildung überhaupt zur Verfügung stand und nicht verborgen im Boden ruhte.

Da ist nun vor allem zu sagen, dass eine solche Kopie keinesfalls in neuerer Zeit entstanden sein konnte. Das fragliche Gerät kam, wie bereits erwähnt, erst in den Jahren 1915/1916 bei Grabungen im Meiringer Gotteshaus ans Licht, zu welcher Zeit aber das Rarner Rauchfass in der dortigen Kirche bereits vorhanden war. Dies ist nachzuweisen, denn es leben noch Personen, die auszusagen vermögen, dass sie in ihrer Jugend mit diesem Gefäss den Dienst am Altar versahen. Das war um das Jahr 1910, und dies ist – wie bereits erwähnt – einem der damaligen Ministranten noch deutlich in Erinnerung, da er sich dabei an der glühenden Feuerpfanne die Finger verbrannte.

Was aber die Annahme einer früheren Entstehungszeit anlangt, so darf wohl die Frage gestellt werden, ob in einer Zeit, die ihre eigene Stilsprache gefunden hat – also in den Epochen vor dem historisierenden 19. Jahrhundert – es wahrscheinlich ist, dass ein Meister bei der Ausführung eines kunstgewerblichen Gegenstandes sich damit begnügt hätte, rein kopierend – also bis in alle Einzelheiten imitativ vorzugehen. Die Frage stellen heisst sie verneinen. Er wäre mit den Formen aus abgelebten Tagen freispielerisch umgegangen oder hätte zumindest da und dort sich als Bürger einer anderen Zeit durch das Abgleiten in die ihm geläufigen Stilkenneichen seiner Umwelt verraten.

Mit diesem Problem wird sich auch jeder auseinandersetzen haben, der zwar nicht der Meinung ist, das Rarner Gefäss stelle eine Kopie des Meiringer Rauchfassens dar, es gehe aber auf ein anderes, beiden Geräten gemeinsames Vorbild aus der gleichen Werkstatt zurück. In diesem Falle würde es keine Rolle mehr spielen, ob das Meiringer Gefäss zu der Zeit, als jenes in Raron entstand, noch zu sehen war, denn es könnte nun ja ein anderes, nicht mehr vorhandenes Exemplar der gleichen Werkgruppe als Vorbild gedient haben. Dieser Annahme sind jedoch ebenfalls die eben umschriebenen Einwände entgegenzuhalten.

Am Schluss dieser Betrachtungen angelangt, möchte sich der Verfasser nun der Frage nicht entziehen, welche der hier besprochenen Thesen über die gegenseitige Beziehung der beiden Stücke die meiste Glaubwürdigkeit zu haben scheint. So sei denn gesagt, dass er sich für die Annahme entscheiden möchte, die beiden Stücke seien zu annähernd gleicher Zeit in derselben Werkstatt oder in deren Umkreis entstanden. Damit soll nun beileibe nicht gesagt sein, dass wir diese Werkstatt in der Nähe von Meiringen oder Raron zu suchen hätten. Es erscheint vielmehr wahrscheinlicher, dass es sich um die Hinterlassenschaft eines wandernden Händlers oder Handwerkers handelt, der hier auf der Reise war. Wissen wir doch, dass es schon in der Bronzezeit Giesser gab, die – weit herumwandernd und auch die Mühsale der Alpenpfade nicht scheuend – ihrem Erwerb nachgingen<sup>18</sup>. Ein Wandermeister könnte auch im Mittelalter (im 12. Jahrhundert)

<sup>18</sup> Vgl. z. B. das Bronzedept von Schiers. Siehe *KdS, Graubünden* II, S. 78. – Auch das bei Erstfeld (Uri) im Herbst 1962 gehobene keltische Goldschmuckdepot wird als Handelsware betrachtet. «*Neue Zürcher Zeitung*», Sonntagsausgabe vom 4. November 1962, Nr. 4290.



aus Süditalien hierher gekommen sein, womit denn das oben erwähnte «islamische» Fenstermotiv, wie überhaupt der nicht genauer zu fassende «orientalische» Eindruck, den die Stücke machen, erklärt wäre. Damit geraten wir in Ermessensfragen, denen bei der Lösung der hier aufgeworfenen Probleme Raum zugebilligt werden muss. Denn exakt, mit metallurgischen Methoden, lässt sich das Alter der fraglichen Gefässe nicht bestimmen, da weder das Rezept der Legierung noch die Technik der Bearbeitung den Schluss auf einen genauer umgrenzbaren Zeitraum erlauben. Vielleicht führen einmal neue Funde oder sonstige Nachweise zu bestimmteren Schlüssen.

Unterdessen seien die sich hier stellenden Probleme zur Diskussion gestellt.

## 2. *Ein Pilgerzeichen*

Von ERWIN POESCHEL

(Tafel 77)

Der Burghügel von Nieder-Realta am linken Ufer des Hinterrheins<sup>19</sup> wird in absehbarer Zeit verschwinden, da er zum Zweck der Kiesgewinnung dem Abbau überantwortet ist<sup>20</sup>. Damit die Burg jedoch in ihrem Denkmalswert nicht völlig der Vergessenheit anheimfalle, findet eine Ausgrabung statt, die den noch vorhandenen Bestand exakt festzuhalten hat. Sie wird geleitet vom Bündner Kantonsarchäologen und Konservator des Rätischen Museums, Dr. Hans Erb.

Bei diesen Untersuchungen kam im Sommer 1961 ein kalottenförmiger Eisenhelm zutage, der als Unikum unter den uns bekannten Typen bezeichnet werden darf und vielleicht ins 12. Jahrhundert heimzuweisen ist. Etwa ein Jahr darauf, im April 1962, wurde auf dem Burgareal ein zwar bescheideneres, aber immerhin bemerkenswertes Stück gefunden, eine kleine Zinnplakette mit dem Abbild der thronenden Muttergottes (Tafel 77a). Sie kam nach der Mitteilung des Ausgrabungsleiters in der mittelalterlichen Kulturschicht, direkt vor der westlichen Aussenmauer der ältesten Burganlage zum Vorschein. Das Fundstück ist hochrechteckig, schliesst oben im Segmentbogen ab und war ursprünglich an allen vier Ecken des Oblongums mit runden Ösen besetzt, von denen nur noch zwei auf der linken Seite des Täfelchens vorhanden sind. Die Höhe dieser Plakette misst 44 mm, die Breite – ohne Ösen – 28 mm und die Dicke maximal 1 mm. Das Gewicht beträgt 7,9 g. An der Rückseite (Tafel 77b) ist zu erkennen, dass die Plakette nicht getrieben, sondern gegossen ist. Das ganze Stück umzieht als Rahmen eine Strichelborte, das Bildfeld aber ist ausgefüllt mit einer Darstellung der sitzenden Muttergottes. Von der in der romanischen Kunst herrschenden Formulierung weicht die Darstellung dadurch ab, dass dem Kind sein Platz nicht auf dem linken Knie der Mutter angewiesen ist, sondern rechts.

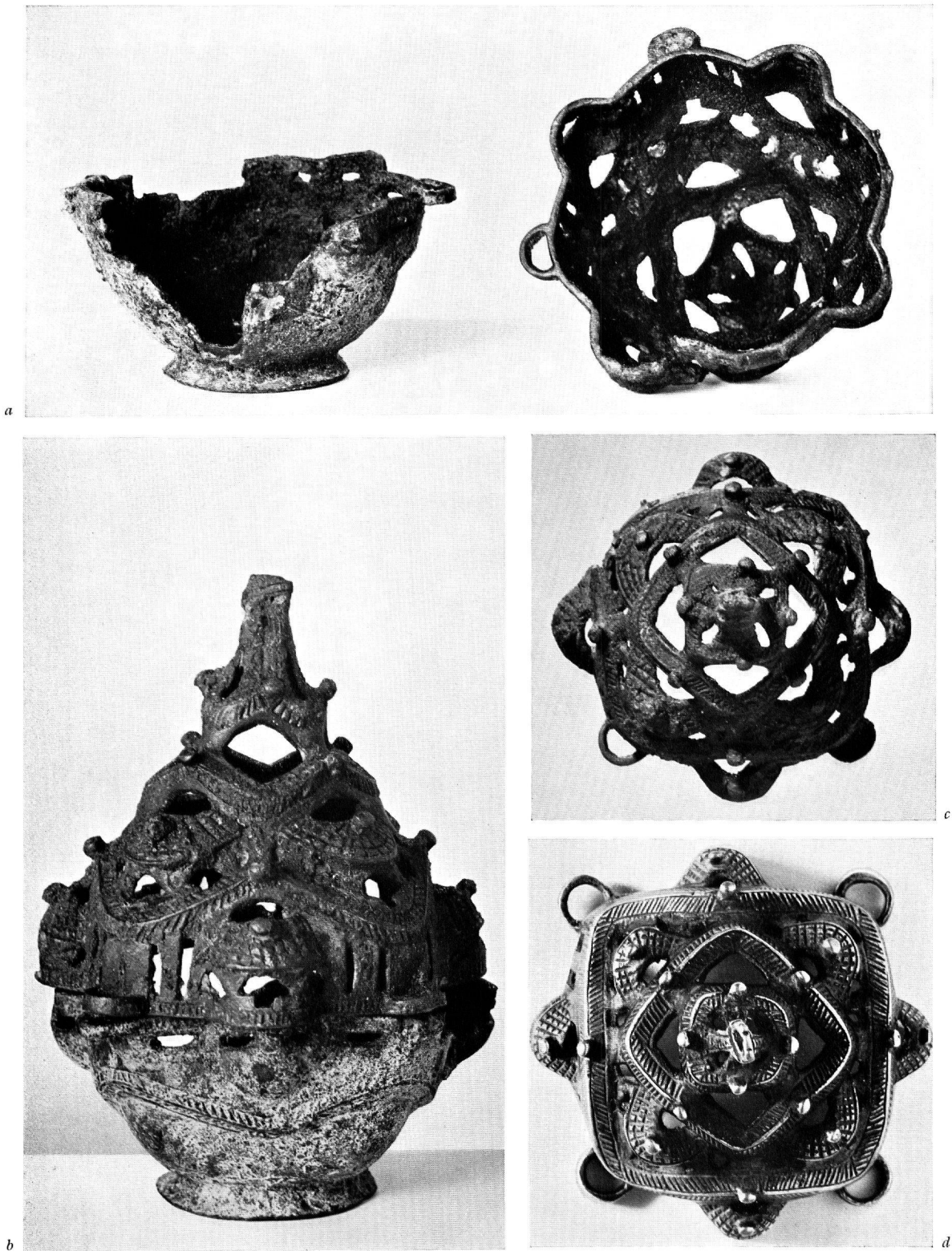
Bei dem kleinen Maßstab des Reliefs und der oft ungelungenen, ja, primitiven Formulierung ist eine detaillierte Beschreibung nicht zu umgehen.

Die Himmelskönigin thront in streng frontaler hieratischer Haltung auf einem Sessel, dessen Stangen und Knäufe im unteren Teil des Bildes noch sichtbar werden. Die Füße ruhen auf einem querrechteckigen Schemel. Die unteren Partien des Mantels zeigen eine Riefelung, die beidseits seltsam bogenförmig von den Beinen ausgeht und beinahe so wirkt, als sässe die Himmelskönigin auf einem Regenbogen<sup>20a</sup>. Doch ist deutlich zu erkennen, dass die Falten über die

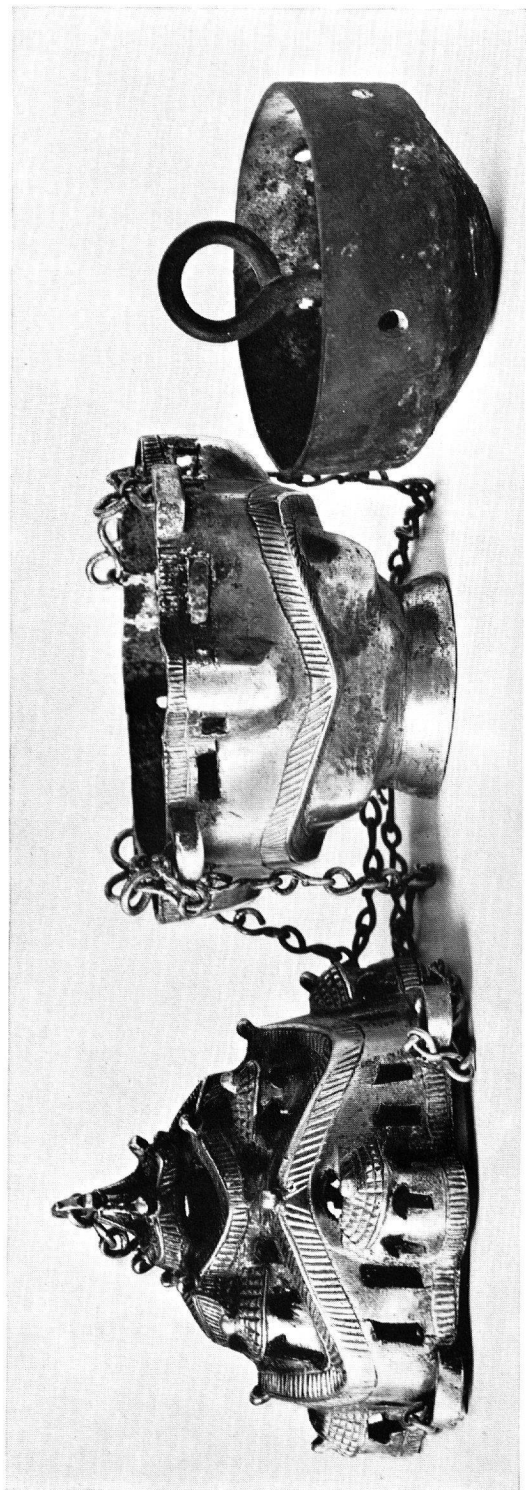
<sup>19</sup> Über die Burg Nieder-Realta siehe E. POESCHEL, *Das Burgenbuch von Graubünden*, Zürich 1930, S. 206.

<sup>20</sup> H. SCHNEIDER in: *Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins*, Bd. V, S. 10ff.

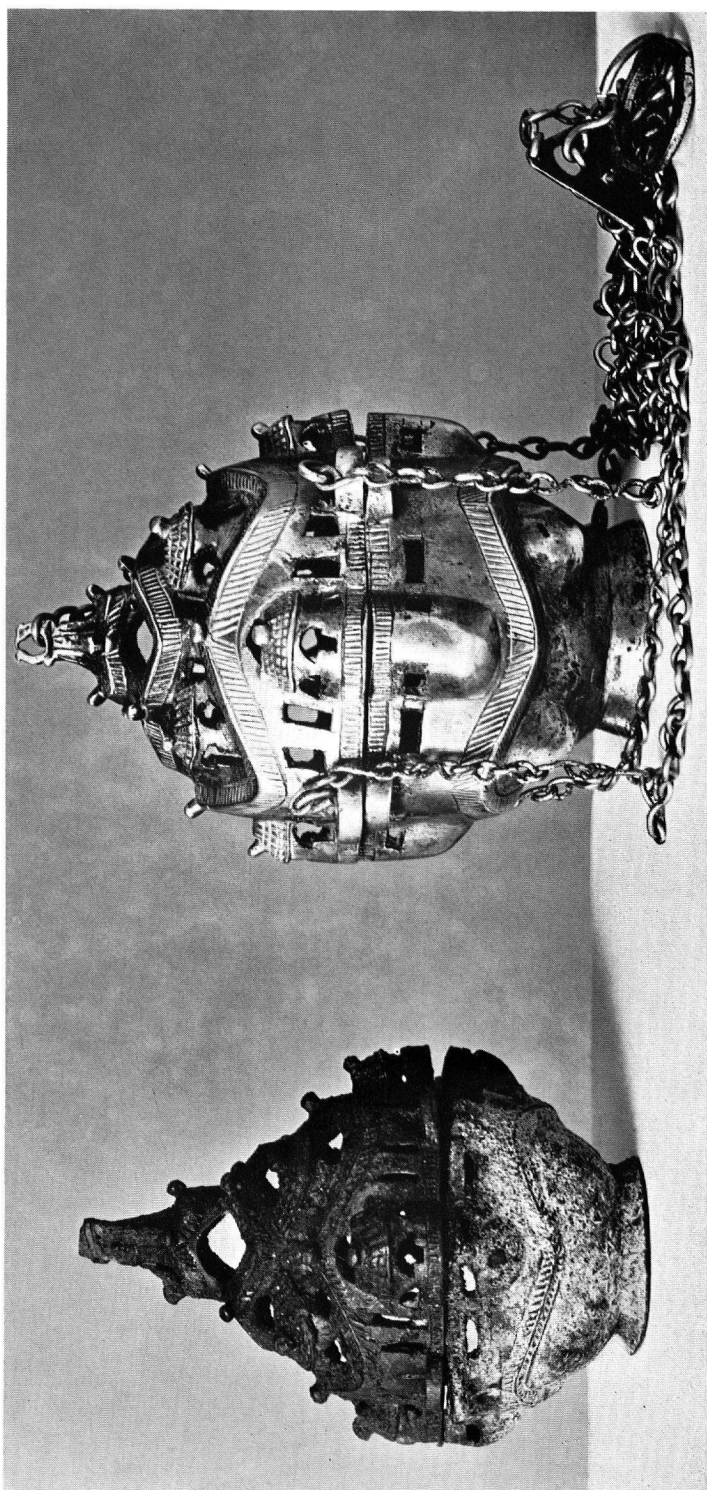
<sup>20a</sup> In der auf S. 219 folgenden Studie von P. Iso Müller ist das fragliche bogenförmige Gebilde als «Wellenberg» interpretiert, wie er in der Ikonographie der Taufe Christi im Jordan häufig vorkommt. Die Muttergottes erscheint jedoch nirgends aus dem Wellenberg steigend. P. Iso Müller betrachtet ihn im vorliegenden Falle wohl als Anspielung auf das Wort MARIS.



*a-c* Weihrauchfass aus Meiringen. Bronze, gegossen. Gesamthöhe 160 mm, grösster Durchmesser 111 mm. Bern, Historisches Museum. *a* Rauchfass bei abgehobenem Deckel, *b* Rauchfass bei aufgesetztem Deckel, *c* Ansicht des Deckels von oben. *d* Weihrauchfass in der Pfarrkirche von Raron (vgl. auch Tafel 76), Ansicht des Deckels von oben.



a



b

a Wehrauchfass in der Pfarrkirche von Raron. Messing, versilbert. Gesamthöhe 180 mm, grösster Durchmesser 130 mm. Rechts der eiserne Einsatz zur Aufnahme der Kohlen. – b Grössenvergleich der Wehrauchfässer von Meiringen (links) und Raron (rechts).

E. POESCHEL: ÜBER RAUCHFÄSSER (MISZELLEN ZUM ROMANISCHEN KUNSTGEWERBE)